

Schietgängs, Ketelklopper und ihre Geheimsprache

„Ich heff mol en Hamburger Veermaster sehn“. Wir alle kennen dieses Lied. Dieses Shanty ist an Bord amerikanischer Schnellsegler entstanden, die um Kap Horn zum Sacramento River fuhren. Es ist ein Seemannslied, aber der Refrain „in the banks of sacramento“ besingt den Goldrausch. 1849 wurde die amerikanische Version des Liedes erstmals in einer Zeitung abgedruckt. Natürlich veränderten die Matrosen anderer Länder die Strophen, spotteten über ihre Arbeitsbedingungen, die Reeder und das Schiff. Aber der Refrain blieb. Dieses Shanty wurde von den Matrosen beim Heraufhieven der Ankerkette gesungen. In der zweiten Strophe heißt es: „Dat Deck weer von Isen, vull Schiet und vull Smeer, dat wer de Schietgäng ehr schönstes Pläseer“. Das klingt romantisch, war es aber ganz und garnicht.

Die Arbeit für die Schietgängs wurde um die Mitte des 19. Jh. notwendig, als die Frachtsegler von den Dampfschiffen verdrängt wurden. Ganz allgemein war eine Gang eine Gruppe von Hafenarbeitern, die aus fünf bis zehn Mann mit einem Viez als Vorarbeiter und Ansprechpartner bestand. Diese Gangs gab es insbesondere in den Häfen Hamburg und Bremen/Bremerhaven.

Es gab aber auch Gruppen von Hafenarbeitern, deren Arbeit als Drecksarbeit galt. Dazu gehörten neben anderen die Pansenklopper und Ketelklopper, sie wurden abwertend Schietgäng genannt und standen in der Hierarchie der Hafenarbeiter ganz am Ende, entsprechend gering war ihre Entlohnung. Häufig nahmen zugereiste Arbeitslose oder Auswanderer diesen harten Schietgängjob an, um ihre teure Überfahrt auf dem Auswandererschiff zu finanzieren.

Da Hamburg oft der letzte Hafen vor einer neuen Beladung war, mussten die Ladedecks von Fischmehl oder anderen Warenrückständen gereinigt, die Stauhölzer sortiert und für die nächste Ladung gestapelt werden. Auch die Tanks mussten gereinigt werden, aber vor allem die Kessel; das war die Arbeit der Ketelklopper.

Wenn die Kessel auf den Schiffen

nach ca. drei Tagen einigermaßen ausgekühlt waren, worauf der Reeder ungeduldig wartete, kletterten – die Arme über dem Kopf – Ketelklopper durch das „Mannloch“ des Kessels, eine runde oder ovale Öffnung mit einer lichten Weite von meist nur 40 cm. Das „Verlies“ war vollgestopft mit Rohren, zu Paketen eng gebündelt und durch Schotten voneinander getrennt. Boden, Wände, alles war bedeckt mit einer Schicht steinharter Beläge, die

ekelig nach Öl und Modder stanken. Es war eng, immer noch heiß, schmutzig und anstrengend, wenn die Männer mit unzähligen Schlägen höllischen Lärm verursachten, um die aggressiven Beläge von den Heizrohren zu entfernen.

1895 gab es im Hamburger Hafen 25.000 Hafenarbeiter, mehr als 1.000 arbeiteten in den Schietgängs: 400 Ketelklopper und 650 Schiffsreiniger und Anstreicher. Es gab in diesem Jahr 13 Kesselexplosionen, wobei 22 Ketelklopper starben (siehe umseitige Tabelle).

Die soziale Hierarchie wird auch deutlich bei der Betrachtung der Zahlungen der Unterstützungskasse während des großen Streiks im Hamburger Hafen 1896/97. Das allgemeine Streikgeld betrug 8,- Mark pro Woche. Schauerleute erhielten 4,20. Die Ketelklopper bekamen gerade mal 2 Mark/Woche.

Vor mehr als 100 Jahren gaben sich die Ketelklopper eine eigene Sprache, die „Ketelkloppersprook“. Das verfremdete Plattdeutsch wurde die Geheimsprache der Schietgängs. Gegen Spott und Häme der übrigen Werftarbeiter wappneten sie sich mit Entschlossenheit, derben Sitten und jetzt mit dieser eigenen Sprache. Und das ging so:



Hamburger Schietgäng

Die Tätigkeit der Schietgäng im Hafen war nicht nur gefährliche und harte Knochenarbeit, sondern sie wurde auch noch schlecht bezahlt.

Jahr	Anzahl der Dampf- kessel- explosionen	Hierbei verunglückte Personen	Jahr	Anzahl der Dampf- kessel- explosionen	Hierbei verunglückte Personen
1879	18	78	1892	18	41
1880	20	29	1893	10	21
1885	13	22	1894	35	34
1886	16	23	1895	23	74
1887	14	83	1896	21	25
1888	15	11	1897	21	39
1889	16	28	1898	18	31
1890	16	21	1899	14	35
1891	10	19	1900	13	24

Diese Statistik aus dem 19. Jahrhundert zeigt eindrucksvoll, wie gefährvoll die Arbeit an den Dampfkesseln seinerzeit war.

Begann ein Wort mit einem oder mehreren Konsonanten, wurden diese mit einem angehängten „i“ an das Wortende gestellt. So wurde aus Kessel „Esselki“, aus Kloppler „Opperkli“, aus Schwarz „Arzschwii“, aus Mann „Annmi“ und aus Pause „Ausepi“. An alle mit einem Vokal beginnenden Wörter – also solche, die mit A, E, I, O oder U begannen, – wurde am Wortende ein „i“ gehängt. Elbe wurde so zu „Elbei“, die Uhr „Uhri“ und aus ich wurde „ichi“. Sprachen die Ketelkloppler über ihre



Foto: Hafnsmuseum

Ein typischer Dampfkessel, der regelmäßig von der Schietgäng gereinigt werden musste, steht im Hamburger Hafnsmuseum.



**Ick bin een Hamburger Ketelkloppler,
Ick arbeit' dröb'n bi Blohm un Voss,
Bin krüzfidel un jümmers propper,
Kau Swatten und hefft schändlich Dost.
Det Sünndags ober fein in Schale,
Dat treue Mäken dann im Arm,
Als bess'rer Lord in jedem Saale...**

Die bekannteste Fassung des 1925 entstandenen Ketelkloppler-Lieds wurde seinerzeit von Hans Albers gesungen. Der Text war plattdeutsch, den Refrain dieses Gassenhauers kannte in Hamburg und Umgebung bald jeder. Im letzten Jahr trug Ulrich Tukur dieses Lied bei „Inas Nacht“ im Fernsehen mal wieder vor.

Wochenendpläne, konnte es heißen: „Onntagsi ehengi irwi umzi anzenti“ = Sonntag gehen wir zum Tanzen.

Im ältesten Ketelkloppler-Lied, aufgezeichnet 1925 von Charly Wittong, heißt es: „Wir sind Amborgerhi Etelki-Opperkli, wi arbeit' öbendri bi Ombli und Ossvi, sünd üzfidelkri und ümmer opperpri, kaut Attenswi un hebt ändlisch Urstdi“. Auf Hochdeutsch: „Wir sind Hamburger Kesselkloppler, wir arbeiten drüben bei Blohm und Voss, sind kreuzfidel und immer propper, kauen Schwarzen und haben schändlich Durst.“ Das Ganze klang für fremde Ohren vollkommen unverständlich und exotisch. Nichteingeweihte hielten diese Sprache, flott gesprochen, für einen italienischen Dialekt oder Finnisch.

Aber die Sprache der Ketelkloppler hatte neben der Verständigung untereinander auch einen hohen praktischen Nutzen: im infernalischen Lärm der Hammerschläge im Kessel war eine Verständigung auf Platt kaum möglich. Da nun jedes Wort mit einem Vokal begann und auch endete, war es viel leichter zu verstehen.

Auch war die eigene Sprook von großem Vorteil, wenn es darauf ankam, sich untereinander gegenüber der Konkurrenz ausländischer Arbeiter zu verständigen. In den 30er Jahren haben die Hafnarbeiter ihre Sprache auch gern dazu benutzt, nicht von der Gestapo bespitzelt zu werden. Diese Sprache verstanden die Nazis nicht, und so konnten die Arbeiter bedenkenlos über sie her-

ziehen. Auch diente ihre Sprook dazu, bei politisch heiklen Unterhaltungen Hitler-treue Hafnarbeiter außen vor zu lassen. Nach dem Krieg war einer der bekanntesten Schietgänger der Gründer des Theaterschiffs „Das Schiff“, Eberhard Möbius. Er hielt sich mit dieser Gelegenheitsarbeit während der 50er Jahre finanziell über Wasser. Später verarbeitete er die Arbeit der Schietgängs in dem ARD-Film „Mensch Berni...“. Dieser Spielfilm erzählt von drei Schietgängern, die nicht nur mit Dreck zu kämpfen hatten, sondern auch mit Menschlich-Allzumenschlichem. Die drei hießen „Berni“, „Rechtsanwalt“ und „Zitteraal“.

Als in den 1930er Jahren Dieselmotoren aufkamen, wurden die Ketelkloppler nach und nach nicht mehr gebraucht. Reste ihrer Sprook waren jedoch übergegangen auf andere Bürger in hafenfernen Vierteln, und auch Mädchen und Frauen parlierten in der einst den Männern vorbehaltenen Mundart. Sie diente auch den Gaunern als wirksamer Schutz gegenüber unbefugten Ohren. Zuletzt in den 50er Jahren erlebte das Ketelklopplerische eine letzte, kurze Blüte unter Tanzmusikern auf dem Kiez. Aber auch an einer Hamburger Berufsschule soll von einigen Schülern bis Ende der 50er Jahre die Ketelklopplersprook gesprochen worden sein; in den 60ern ist sie dann aus dem Hafen verschwunden. Am längsten hielt sich noch das kurze und so praktische: „Udi istbi oofdi“:
Du bist doof!



Foto: Museum der Arbeit

Für die Schietgäng gab es damals weder Duschen noch Toiletten. Man mußte sich daher an Bord mit Elbwasser in Wassereimern säubern.

ziehen. Auch diente ihre Sprook dazu, bei politisch heiklen Unterhaltungen Hitler-treue Hafnarbeiter außen vor zu lassen.

Nach dem Krieg war einer der bekanntesten Schietgänger der Gründer des Theaterschiffs „Das Schiff“, Eberhard Möbius. Er hielt sich mit dieser Gelegenheitsarbeit während der 50er Jahre finanziell über Wasser. Später verarbeitete er die Arbeit der Schietgängs in dem ARD-Film „Mensch Berni...“. Dieser Spielfilm erzählt von drei Schietgängern, die nicht nur mit Dreck zu kämpfen hatten, sondern auch mit Menschlich-Allzumenschlichem. Die drei hießen „Berni“, „Rechtsanwalt“ und „Zitteraal“.

Als in den 1930er Jahren Dieselmotoren aufkamen, wurden die Ketelkloppler nach und nach nicht mehr gebraucht. Reste ihrer Sprook waren jedoch übergegangen auf andere Bürger in hafenfernen Vierteln, und auch Mädchen und Frauen parlierten in der einst den Männern vorbehaltenen Mundart. Sie diente auch den Gaunern als wirksamer Schutz gegenüber unbefugten Ohren. Zuletzt in den 50er Jahren erlebte das Ketelklopplerische eine letzte, kurze Blüte unter Tanzmusikern auf dem Kiez. Aber auch an einer Hamburger Berufsschule soll von einigen Schülern bis Ende der 50er Jahre die Ketelklopplersprook gesprochen worden sein; in den 60ern ist sie dann aus dem Hafen verschwunden. Am längsten hielt sich noch das kurze und so praktische: „Udi istbi oofdi“:
Du bist doof!